

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

180 (5.8.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 31

Diamantstadt.

Roman von Hermann Heijermans.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Dem Ersten nahe, lüftend und brechend, tastete Cleazar sich in den Altoven und sah die Blinde um ihre mageren Hüften. Mit wahn- sinniger Anstrengung, schwer leuchtend mit rüchelndem Atem, schmorend, schleppte er den bewegungslosen Körper bis an den Schornsteinvorsprung. Dort konnte er gegen die Mauer, worauf David gelegen hatte und fiel mit ihr zu Boden. Einen Augenblick blieb er betäubt von dem auf- wirbelnden Qualm, machtlos mit dem Kopf auf Meggies mageren Körper liegen. Dann sprang er verzweiflungsvoll in Todesangst, wieder auf, griff wieder nach der Last, die ihn bezwang, trat lüftend auf eine ihrer herabhängenden Hände, zerrte, riß, rang, bis er mit ihr in dem brennenden Zimmer war. Die mächtig peitschenden Flammen züngelten gegen ihn an, verjagten sein Gesicht, verbrannten seine Hände, die wie Klauen die alte Frau festhielten, unlohten ihren schlaf zusammengeknühten Körper mit den silbernen flatternden Haaren. Der Polizist, der Effie und Suiter- peer über die brennende Treppe herüber geholt hatte, sah ihn ringen, tat ein paar Schritte vorwärts, streckte angstvoll die Hände aus und irrsinnig zurück. Wünte, die Peitsche beruhigte und Cleazar anzupeitschen. Den Rauch mit vollem Rausch schluckend und grünlich mit den Zähnen starrtend, riß er die Blinde in seine Arme und sprang mit einem Satz durch die Fensterschwelle hin, dann ließ er sie mit voller Lieberlegung, als ob er wüßte, was er tat, samt und schmerzlos auf die Steine gleiten und zerhaute mit fränkischem Gebahren die rotglühenden Stellen ihres Unterlegs mit seinen Füßen — dann aber griff er schwankend nach einem Holt und samt bewußtlos zu Boden, das totenblaue Gesicht übergoßen von der Blut, die durch die Türöffnung fiel.

„Addenoi!“ schrie Suiterpeer, die Arme schmerzhaft ringend. „Addenoi!“ schrie die Flamme schlagend nach oben! „s Hans, s ganze Hans geht in de Kastenmedel!“ Saartje im Moosje liegen noch drin!“ „In Poddij, in Rebekka in de Kinder!“ weinte Wünte. „Ja geh rin! Ja geh rin!“ schrie Suiterpeer, eine Treppensstufe nehmend.

Das brachte Effie in rasende Wut. Bei der immer mächtiger aus Fenster und Türen schlagenden Blut, giftig aufgeregt, zerrte sie ihn an seinem Hemd zurück und, indem sie ihn wütend mit ihren dicken Händen ins Gesicht schlug, daß er sich die Augen schließen müßte, teiste sie geltend: „Wenn de noch 'n Schritt machst, schlag ich d'r de Augen aus 'm Maul!“

„Addenoi! Kann ich je lebendig verbrennen lassen?“ schrie er, ihren schlagenen Händen entweichend. „Du bleibst raus! Du bleibst raus! Du hast sechs Kinder, elender Hund!“ rief sie.

Da setzte der Gehülfe seine Hände wie ein Rohr vor den Mund und sang an in das schwarzrauchige, funkenprühende Treppenloch zu brüllen. „Feuer! Poddij! Rebekka! Feu—er—er!“

Durch den Lärm kam noch ein Polizist angerannt. Männer und Weiber aus dem gegenüberliegenden Gäßchen in hastig übergeworfenen Kleidern standen jammernd und freischend und ratgebend umher, es war eineurchbare Verwirrung. Während der eine Polizist dabei war, Davids Lebensgeister wieder zu erwecken, legten die anderen Cleazar und Meggie auf zusammengevorrenen Kleidungsstücken auf die Handtasse im Hof, und weil David auch nicht zu sich kam, wurde er neben Cleazar gelegt. Hastig schob sie den Wagen aus dem Torweg zu einem Nachbar in der Straße, bis die Tragbahren kommen würden. Suiterpeer mit Effie, Wünte und den Kindern in bloßen Füßen, weinten und stam- pelten vor Mitleid in dem schneidend kalten Wind, der die Hemden auf den bloßen Weisten flattern ließ. Bei Poddij im ersten Stock, über Meggies Zimmer, begann das Dachfenster nach der Seite hin lachendes Licht auf die Dächer zu werfen. Aus einem Nebenhaus erklang über dem Gezisch des brennenden Holzes, durch das Jüngeln der Flammen das ängstlich kläffende Geheul eines Hundes.

Das Gewoge der weiterfressenden Flammen, die rot bestrahlten Mauern, die den Furzrücken aus dem Torweg zurückwarfen, das gelende Jammer der Weiber, machte die ganze Nachbarschaft wach. Ein altes runggiges Frauchen mit lote herabhängenden grauen Haar- strähnen, die Nachtjade mit den Händen zusammenhaltend, die Augen beschlagen vom frühenden Rot, die Wangen von der Feuer-Sonne be- glüht, stand da, ergriffen von dem Schauspiel, das ihr die Kehle zu- schürzte. Kaum zitterten ihre Lippen. Eine andere Frau, lang und dürr mit vorstehendem Hals und einem vom Kreischen vorstehenden Mund, bewegte sich nicht von der Stelle und schrie immer nur, weinend und jammernd, erschrocken von ihren eigenen von den Hauswänden raselnd zurückgeworfenen Klängen: „Feu—er—er! Feu—er—er—er!“

Feuer wurden aufgesetzt. Nahebei fiel ein Blumentopf von

einem Fensterbrett und zerbrach. Aus den dunklen Fensteröffnungen hingen Menschen so wie sie aus den Betten herausgesprungen waren. Ein Mann mit bloßer behaarter Brust, das Gesicht und der wirt-verklafene Kopf violett verschwommen, stieg die Ränke auf die Tretenstufen, griff das Gekreisch der dünnen Frau auf und brüllte in die Einjanteit der Straße: „Feuer! Feuer!“

Der Polizist, der weggelaufen war, um Alarm zu machen, kam jetzt zurückgerannt, die Hand am schlendernden Säbel. Durch den Torweg schlüpfte er, schwer leuchtend herein, das Gesicht weinrot von dem hervor- brechenden Flammenmeer beleuchtet, der Schnurrbart goldumflutend, das Kupfer des Helms flimmernd von spritzenden, zuckenden Strahlen. Dampf drohte seine Faust gegen die Tür des Schuhmachers, daß das Holz zitterte. Die andern Polizisten, die die Handtasse mit den Menschen vom Hof gehoben hatten, versuchten noch einmal die Treppe zu erreichen. Rauchwolken stoben aus den Fensterschichten, durchqualmten den Hofraum, ballten sich zusammen und schwebten über der Lohse. Die Treppe kamnte mit lila Geringel, ihre Ränke und wehende Sprengel hervor. Durch die Spalten der obersten Stufen, wie zwischen zusammenlebenden Jähnen hergeblasen, quoll der Rauch. Eilig nahm der Polizist zwei, drei Stufen gleich. Aber eine der verkohlten Stufen gab nach — die Flammen schlugen wild aus dem entzündeten Loch und rüdweise, in dicken Wolken stob der graue Qualm auf. Hustend, schimpfend und fluchend, beinahe abgepepelt, sprang der Mann zurück und rieb sich das schmerzende Schien- bein. Da riß der andere ihn schnell weg. Das Zinkrohr der Dachrinne begann sich zu krümmen und zu schmelzen; Silberfingerringe trosteten da- von herab und verflachten den Boden. Die Hitze wurde zu einer so folgternden Glut, daß die Scheiben auf der gegenüberliegenden Seite zer- sprangen. Jetzt erst soienen sie dort das Feuer zu bemerken. Die Frau des widerlichen Kerls, die Frau mit den schlafhängenden Brillen, das Glashaar in hastig aufgedrehten, unordentlichen Knoten, ließ das Fenster auf, daß das zerbröckelnde Glas klirrend zerbrach; ihren Kopf mit dem nackten Hals im Bewußt des grell leuchtenden Lichtes schüttelnd, das Gesicht besannnt, als ob sie vor der offenersten Tür eines Schmelzofens stände, trellchte sie heiser vor Schreck: „Feu—er—er! Feu—er—er! Feu—er—er!“

Dann wich sie laut greinend vor den wild hereinwirbelnden Funken zurück und warf sich einen Klotz über.

„Heraus! Heraus! Tragt eure Broden weg!“ — schrie der Polizist, die Hand über den geblendeten Augen. Die rote wildhohende Feuergarbe schlug mit tanzenden, jauchzenden Flammen in die Höhe. Untrotz hoben sich die Fenster von den dunkleren Mauern ab und spiegelten die leuchtenden Flammen wider. Die Esklammern an den Dachrinnen barsten und schürzten bei dem laut knatternden, zischenden Brennen der Balken und Bretter unhörbar zu Boden; die kalten Dächer mit ihren kleinen Eisgäben unter den Flammen rasagelten in der Glut, als ob siegen niederbräche. Und oben, ganz oben, wo der scharfgegebene Wind den hervorstehenden Rauch und die frühenden Funken ergriff, lagerte eine dampfende rosa Wolke, die die obersten Schornsteine verhäulerte.

Im Torweg hielten die Polizisten dem Schuhmacher. Im Keller sah, grünlich beleuchtet von der kleinen schlecht brennenden Lampe, die Frau des Schuhmachers und weinte ganz aufgelöst. Auf ihrem Schoß hielt sie das ängstliche Kind und preßte ihm, wild zupadend, sein Zeug an. Sie selbst hielt die plumpen, nackten Füße auf der Stuhlsprosse. Die kleinen Jungen standen mit klappernden Zähnen kalt und frostig in dem schwarzen Wind, blaß vor Müdigkeit und halb betäubt im dunkeln Furz- spinnen des Torwegs. Dort, der seine Schuhe und Strümpfe vergessen hatte, wollte wieder hinein, aber er bekam von seinem Vater, der, nur mit einer Hute bekleidet, dem zur Eile antretenden Polizisten das Hand- werkzeug und die Schuhe und Lederrollen zureichte, eine Ohrfeige.

„Vorwärts! Vorwärts! Wollt ihr lebendig verbrennen?“ haselte dieser, die Hand schlingend nach der Seite des brennenden Hauses haltend, um die Hute abzunehmen.

„Das muß uns grade überkommen — uns grade überkommen!“ weinte die Frau, laut schluchzend.

„Wenn Sie nicht gutwillig kommen, dann schmeißen wir Sie raus!“ drohte der Polizist.

„Kann ich denn so heraus?“ weinte die Frau, noch lauter schluch- zend, und reißte das Kind dem Schuhmacher hin, der geblendet nach der prasselnden Glut blickte. Dann blickte sie sich, zog ihre Strümpfe an, trat in die Pantoffeln, ergriff noch etwas Kinderzeug, einen Schuhmacher- hammer und eine Axt vom Boden und ließ sich unter die Arme greifen. So standen sie geborgen beieinander, der Mann mit dem wimmernden Nagel auf dem Arm, die Frau mit Tränen und den Jungen. Scharf lag ihr Schattenbild vom dem feurigen Torwegloch.

Aus allen Winkeln und Gängen eilten Männer und Frauen herbei. Das Licht aus dem Torweg übergoß die Gesichter, die starrenden Augen, die ängstlich schwagenden Lippen. Manchmal traten die Gesichter, von dem wilden Rot getreift, mit grinsenden Wadenknochen und beschlagenen Näsen hervor — manchmal, wenn ein Rauchstoß durch die Glut jagte, rochen sie bleich, erschrocken zurück. Das Kreischen und Johlen wurde von dem Gehnatter der brennenden Balken, von dem strachen der Splintten und Bretter überhört.

Da, gerade während in der Ferne das Geringel der amüdenen

Allelei. Der schwarze Hof. Aus dem Leben des berühmten Berliner Klinikers Prof. Dr. Ludwig Traube wird der Franz. Ztg. folgende Anekdote erzählt: Traube war von einfacher Herkunft und stammte aus Rosenbergl in Oberösterreich. Auch als er bereits ein gesuchter Arzt war und nach langem Ringen die ordentliche Professur erreicht hatte, behielt er seine bescheidenen Lebensgewohnheiten bei. Selbst in der Kleidung vermochte er sich Amt und Würden so wenig anzupassen, daß seine Freunde darüber oft unwillig wurden, ohne daß sie es wagten, dem großen Gelehrten darüber Vorhaltungen zu machen. Endlich sah er seiner Gelehrten Wut, und als er Traube eines Tages bei guter Laune antraf, schlug er ihm vor, doch einmal einen ordentlichen Schneider wegen des schwarzen Hutes, den er schon so lange trage, zu Rate zu ziehen: „Ich will dir, lieber Ludwig, einen schäßen, der versteht sein Fach — denn er ist ein Landsmann von uns, er ist auch ein Oberösterreicher, nicht weit von Rosenbergl zu Hause.“ „Schick mir ihn!“ erwiderte Traube. Der Schneider, ein eleganter „Marchand tailleur“, kam und es entwickelte sich folgendes Gespräch: „Lieber Mann! Hier habe ich einen schwarzen Hof an! Was halten Sie von dem?“ „Er glänzt etwas!“ „Entschuldigen Sie, lieber Herr Professor, da kam ich Ihnen nicht dienen, ich mache keine Hutarbeit — mit einem neuen Anzug siehe ich Ihnen gern zu Diensten!“ „Da kann ich Sie leider nicht gebrauchen!“ erwiderte Traube und entließ ihn doch als unzufriedenen Landsmann.

Einige Monate später erkrankte dieser an einem Herzleiden und er- fundigte sich selbst, wer in Berlin die erste Autorität in Herz- krankheiten sei. Man nannte ihn Traube. Schwere Herzen und voller Zweifel, ob ihm der Professor ob seiner Abgabe nicht noch zürne, ging er in dessen Sprechstunde. Zu dem gleichen schwarzen Hofe emp- fang ihn Traube mit freundlicher Miene: „Nun, lieber Landsmann, geht es Ihnen immer noch so gut wie damals?“ „Ach nein, Herr Pro- fessor! Ich bin kurzatmig, nachem Sie doch einmal mein Herz und sagen Sie mir, was Sie davon halten!“ Traube tat es mit all seiner Gründlichkeit und beschied den vor Angst erbläuten Schneidermeister da- hin: „Ich mache zwar sonst keine Hutarbeit, aber weil sie auch aus Rosenbergl sind, will ich Ihnen gern helfen und Ihre Krankheit kuriere!“ Die Gesichte schweigt darüber, wie der geneigte Patient sich später zu Traubes schwarzem Hof gestellt hat.

Untersuchungen über das Niesen. Das Niesen ist eine besondere Art von Atembewegung, das sich von der gewöhnlichen durch gewisse Eigentümlichkeiten auszeichnet. Es besteht in einer einfachen oder wieder- holtten krampfartigen Einatmung mit nachfolgendem plötzlichem Aus- atmungsstoß durch die Nase. Zum Zustandekommen des Niesens ist not- wendig, daß ein Reiz die Nasenerven trifft, sei es, daß es kaltereit ist, oder ein mechanischer oder chemischer, wie das Einbringen von Schimpf- tabak. Bei gewohnheitsmäßigen Schnupfern knüpfen sich übrigens die Nasenerven beinahe ausschließlich derart ab, daß erstere nicht mehr zu niesen brauchen. Das Niesen wird auch bei vielen Personen durch plötzlichen Wind ins Gesicht, beim Schauen gegen die Sonne, beim Heranstreten aus dem Schatten hervorgerufen. Dieses Phänomen ist schon den alten Naturforscher aufgefallen und sie haben verschiedene Erklärungsverbinde bekannt gegeben. Nierendings untersuchte Dr. L. Freund, welche Bestand- teile des Sonnenlichtes das Niesen erzeugen, und er fand, daß dies vorzüglich den blauviolettten Strahlen zuzuschreiben sei, womit der Beweis geliefert ist, daß das Licht auf die Nervenendigungen reizend einwirkt.

Russische Richter. Auch in Rußland gibt es trotz allem, was man über die russische Korruption in lester Zeit hören muß, noch gerechte Richter, wenn auch diese Gerechtigkeit, den herrschenden Verhältnissen entsprechend, einen eigentümlichen Beigeschmack hat. Der Kaufmann Apraxin hatte einen besonders wichtigen Prozeß mit dem Kaufmann Bobynin. Der Richter aber war der Apraxin bester Freund, und da man auch in Rußland Freundschaft zu halten weiß und des Apraxin Sache zu allem Ueberflus, auch noch die gerechte war, so durfte er ein günstiges Urteil bestimmt erwarten. Wie groß war daher des guten Apraxin Verwirrung, als sein Freund zu seinen Ungunsten entschied! Er stellte den Richter in seinem Hause zur Rede. Dieser aber zeigte ihm eine große Summe Geldes und sagte: „Dies hat mir Dein Gegner verehrt.“ „Wie?“ rief der Verurteilte voll Verachtung. „Gegen Deinen besten und redlichsten Freund läßt Du Dich bestechen?“ „Du Dummkopf“, versetzte der Richter mit treuherziger Freundschaft, „hätte ich das Geschenk abgelehnt und zu Deinen Gunsten entschieden, so hätte Dein Gegner mit diesem Geld die Berufungsinstanz bestochen und Du wärest unterlegen. Nimm Du nun das Geld Deines Gegners und beachte damit den Appellhof, so kommst Du ohne Kosten zum Sieg.“ Also sprach der weise und gerechte Richter.

Humoristisches. Der böshafte Vetter. „Als ich mich mit Emil verlobte, erklärte er mir, daß er im siebenten Himmel sei!“ „Das will ich gerne glauben, der ist vorher schon sechsmal ver- lobt gewesen.“

Schäpferdrei und Verlag des „Volksfreund“, G. u. C., Karlsruhe i. B.

Frauen, bleibt dem einzelnen und Zweitmäßigkeitsgründen überlassen. Am gerechten Mod ist die Frage der Schönheit einigermaßen mit der der Zweitmäßigkeit ausgeglichen. Frauen sollen von Natur und Rechts wegen einen angeborenen Geschmack besitzen und nicht die Wüste sehen, in ihrer Sportkleidung alles auf den richtigen Ton zu stimmen. Es ist wichtig ein herzerfröhlicher Mützel, so eine feste Kaderin, und sie soll, wenn sie vom Mode springt, noch ebenso reizvoll aussehen, wie in Aus- übung des Jansrens. Darum weise, wähle und lorge sie, daß nichts in ihrer Person gegen die Gesetze der Keitheit verstoße. Und ihren Be- gleiter lasse sie ebenfalls von ihrem angeborenen Schönheitsfanne profitieren.

Ein Nicht-Glaubensbekenntnis.

Gebrochen und zerrissen sind die Bande Moralität und Heuchelei; Was einst mein ganzes Ich umspannte, Geborfen ist es — ich bin frei! — Ja frei, o wach ich ein Sohn Ein alles Hergebrachte Durchzieht die Luft, wenn aus des Hines Schachte Dogmat'cher Zirkelfanz entlosh'n. Ich lach, der altersgrauen Sitten, Einst hoch und heilig, jetzt zum Spott; Ich kein kein freientliches Witten Zum Christen- oder Geldsaksgott. Es sind die grauen Nervenstränge Jetzt Keit anderer Ideen Und seit abweg der großen Menge Erkenet erst mein Geist das Geheh. Ich stille nicht mit „Idealen“, Den Kopf mit utopist'cher Schwärmerel, Und ob auch taufend sie empfahlen, Erbarmungslos reiß sie entzwei. Es taucht mein Geist in der Erkenntnis Labyrinth Als Pionier der neuen Zeit, Und was ich schreib, schreib ich mit Herzbluts Tinte Bis wir vom Zwang des Ates sind befreit. Und ihr, ihr faden, feichten Schwämer, Kennt ihr mich wütend einen Bekher, So spott ich ener. Kennt ihr mein Denken unmoralisch, Mein Tun und Treiben kannibalisch, Dann brenn ich aus in eine Lache Und stimme an ein Lied der Rache.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Als Straßenjägerin um die Welt. Aus Paris kommt eine interessante Kunde: Eugenie Buffet, die berühmte Pariser Sängerin, die die Straßen und Plätze von Paris durchzog und auf den Höfen ihre Lieder zum besten der Armen sang, will jetzt die weite Welt durchziehen, ihre Kunst und ihrer Wohltätigkeitsstun über Frankreichs Grenzen hinaus betätigen und so den Armen der Fremde dasselbe sein, was sie bisher nur denen der Heimat war. Schon hat die interessante Frau von Paris Abschied genommen, um sich nach Lüttich zu begeben. Von dort aus soll die Reise nach Deutschland gehen. In Köln wird ihr Debit auf deutschem Boden sein, dann geht es durch andere Städte und weiter nach Oesterreich. Alsdann wird Eugenie Buffet die Reise nach Amerika antreten, und später will sie selbst nach Japan gehen. Daß ihre Kunst immer noch unvergleichlich ist, hat man erst jüngst in Paris ge- sehen. Auch in der Fremde wird ihr ganzer Verdienst den Armen zu- fließen, die Hälfte den Notleidenden des Landes, in dem sie singt, die Hälfte denen der eigenen Heimat. In Paris ehrte man Eugenie Buffet, bevor sie auf ihre eigenartige Wandererschaft ging, wie eine Königin der Kunst; schmeichelhafte Abschiedsgeleite gab ihr fast die ganze haupt- städtische Presse, und aus echt gallischen Gefühl heraus widmete ihr sogar ein sehr bekannter, französischer Dichter reizvolle Verse.

Gesundheitspflege.

Frische Luft im Schlafzimer. Zwar kann der Mensch nach alter Lebensart nicht von der Luft leben, aber ebenowenig kann er es ohne Luft. Und auch auf die Art der Luft kommt es an. Was spricht man nicht alles von Luftveränderung und von Luftkuren usw, und dieser Teil einer heilkundlichen Beratung pflegt den Patienten noch immer an eheinen einzuleuchten. Nun sollte man aber zuerst doch daran denken, die Atmosphäre in den vier Wänden, die unteren täglichen Aufenthalt bilden, nach Möglichkeit zu verbessern. Das geschieht aber keineswegs überall, und ganz besonders nicht mit Bezug auf die Schlafkammer. Da ist zum Beispiel das alte Vorurteil, daß die Luft nachts sicher meist reiner ist als tags, weil weniger von dem durch den Straßenverkehr aufgewirbelten Staub mit seinen Millionen von Bakterien darin enthalten ist. Das wird auch jeder zugeben. Die Abneigung gegen die Nachtlust besteht wohl hauptsächlich in dem Argwohn, daß sie fühlbar und feuchter sei — mit einem Wort: man fürchtet sich vor Erkältung. Was die Feuchtigkeit be- trifft, so bildet sie sich in wolkenlosen Nächten in der Nähe des Erdbodens und dringt nicht weit hinauf. Gegen die Kälte ist der Schlaftr meist aus- reichend durch Bedeckungen geschützt, die hervorragend schlechte Wärmeleiter sind, d. h. sehr warm halten. Für das Wohlbefinden im allgemeinen ist das Atmen frischer und reiner Luft auch während des Schlafs ohne

Bestimmter Stelle der Dinge. Die Volkstrennung, von der wir sprechen, ist vornehmlich eine Entzänkung der Augenlider. So ist es auch eine ganz unbegründete Annahme, daß der Ausdehnungsweg vorwiegend der gleiche sein wird, und daß die Bazillen für gewöhnlich dieselbe Eingangspforte haben werden.

Ich kann Ihnen aber die Eingangspforte, die als die wichtigste in Betracht kommt, noch nicht nennen. Noch ist nicht erwiesen, ob die Lungentuberkulose der Erwachsenen durch Einatmung trockenen bazillenhaltigen Staubes, oder feuchter Luftentwürfe entsteht, oder ob sie durch die Aufnahme bazillenhaltiger Nahrung erfolgt, oder die Ansiedlung im Säuglingsalter, oder im Kindesalter, oder erst in den Jahren häufiger ist, in denen die Krankheit die meisten Opfer fordert, das ist im 15. bis 60. Lebensjahr.

Ich darf nicht Anstand nehmen vor Ihnen, dieses Ignoramus einzusetzen. Aber darin liegt kein trostloses Sichbegeben, denn es ist in sicherer Aussicht, daß unermüdete Forschung die Rätsel lösen und somit auch einen einfachen und sicheren Weg zur Verhütung der Tuberkulose finden wird. (Schluß folgt.)

Das Geheimnis der weiblichen Schönheit.

Die New-Yorker Zeitung Sun veröffentlicht die Mitteilungen einer Pariserin, die, wie sie sagt, ein „unfehlbares Rezept“ für die von allen Frauen so heiß begehrte Anmut des Neuzehnten besitzt. Dieses Rezept ist höchst einfach wie jede wahrhaft geniale Erfindung. „Ich bin schön“, sagt die Pariserin, „weil ich weiß, daß ich schön bin, und eben das ist mein Geheimnis. Wer fest von seiner eigenen Anmut überzeugt ist, der kann gar nicht mehr häßlich sein. Von Kindheit an werden wir Französinen, die Kinder einer langen, von Schönheit erfüllten Kultur, gelehrt, daß wir Schönheiten sind. So wird dieser Gedanke ein Teil unseres Selbst, und indem wir uns als die Träger dieser kostbaren Gabe fühlen, durchdringt sie unser ganzes Sein, die kleinste unserer Bewegungen. Man lerne nur die Regeln der Schönheit, und jede Frau auf der Welt wird schön sein. Schon meine Aenne sagte mir: „Schönheit kommt und geht“, und seitdem bin ich in der Überzeugung aufgezogen worden, daß Schönheit eine erlernbare Sache ist, die man sich erwerben kann.“

Die erste von den Schönheitsregeln der französischen Frau ist die: Habe einen klaren reinen Teint, schiebe kein Mittel, welches es auch sei, um ihn zart und durchscheinend wie Kristall zu machen. Dulde nie Sommerprossen, keine Leberfleck, keine kleinste Pustel. Dein Teint muß von einer milchigen samtigen Weiche sein.

Die zweite Schönheitsregel gilt den Händen: Habe schöne Hände, das ist der strengste Befehl im französischen Schönheitskanon. Und befolge auch diese wichtigen Geheiß: Halte die Zähne weiß! Habe nie eine Kugel auf der Stirn. Dein Gang sei leicht und schwebend; deine Stimme sei klar und hellklingend; dein Kinn oval; dein Hals geschmeidig.

Eine höchst wichtige Vorschrift ist: Erhalte dir die Augen hell. Benutze sie nie bei schlechtem Licht, lies nicht, wenn es dich zu sehr anstrengt; laß keinen Staub sich in ihnen festsetzen und etwa über Nacht darin bleiben; reibe sie nicht und wische sie nicht. Weine jeden Tag ein wenig, wenn du es kannst, denn Frauen, die leicht weinen, haben schöne Augen, aber trotzdem erhalte ihnen stets den leuchtenden Glanz.

Ein anderes von den Schönheitsgeheimnissen der Französin liegt im Lächeln. Die Pariserin lächelt sehr viel, es ist ein seltsam hüfendes Lächeln, das wie ein Sonnenstrahl über das Gesicht gleitet, und es erhebt vielleicht wie ihre Geberde etwas erkrankt. Aber es ist die stärkste ihrer Waffen und der bezauberndste ihrer Reize. Unter allen Völkern der Welt versteht außer ihr die Kunst des Lächelns nur die Japanerin. Auch sie lächelt viel und ohne Veranlassung. Wenn sie auf der Straße daherrülpelt oder über ihre Stierelei beugt ist, stets liegt ein Lächeln auf den Lippen wie der Widerschein einer Heblchen und wolkenlosen Seele. Doch die Französin versteht es, mit Geiß zu lächeln. Sie wird auf jedes Wort mit einer besonderen Nuance des feinen Verständnisses antworten, und sie wird dabei immer ihre schönen weißen Zähne zeigen.

Die Pariserin, die von roten Wangen nicht viel hält, glaubt um so fester an die Schönheit der roten Lippen. Um ihren Lippen das Rubinrot der Früchte zu geben, beißt sie mit aller Kraft hinein, reißt sie mit Alkohol ein und legt des Nachts eine Lippenpomade auf. Höchste Aufmerksamkeit wendet sie ihrem Haar zu, bei dem sie ein glänzendes Schwarz bevorzugt, während ihr blonde Haare leicht langweilig erscheinen und sie die Vorliebe der Amerikanerin für rotes Haar nicht begreift.

Ein weiteres Geheimnis französischer Frauenschönheit ist die Kunst, das weiche Schöne geschickt zu verbergen. Das höchste Raffinement beim Entwerfen der Frisur zum Beispiel gilt der Verdeckung von ein Paar allzu großen Ohren oder dem Arrangement einer ungeschönten Stirn.

Der feinste Reiz aber, der von der Französin ausströmt, ist ihr bezauberndes, durchaus eigenartiges und unmachahmliches Parfum. Mit ihr zugleich raucht das zarte Düften eines Blumengartens an uns vorüber und ihre ganze Persönlichkeit ist in eine Atmosphäre von stillen Stunden und träumerischen Empfindungen gehüllt. Auch verwendet die Französin gern einen besonderen Eid, um die Farbe der Augen oder des Haares zu verstärken. Wenn man blaue Augen hat, so trage man einen blauen Firnis, eine blaue Garnierung oder einen blauen Hut, dann wird dieses Blau das Blau der Augen stärker und glänzender machen.

Die Erfindung eines Arbeiters.

In der Beleuchtungstechnik bereitet sich ganz geräuschlos eine Umwälzung vor, die von tief einschneidender Bedeutung für das Wirtschaftsleben sein kann. Das Auerlicht wird vom Nirnberglicht übertrumpft. Der Glühkörper bleibt zwar derselbe, nur in einem Minimalformat, das nahe an die Kleinheit des Fingerhutes grenzt; doch ist die Leuchtkraft enorm höher und der Gasverbrauch geringer, denn es wird ein Gemisch von Leuchtgas und Sauerstoff angewendet.

Während ein Gasglühlichtbrenner System Auer eine durchschnittliche Helligkeit von etwa 80 HK mit einem Gasverbrauch von 120 Litern Leuchtgas pro Stunde erzeugt, somit zur Erzeugung einer Helligkeit von 100 HK 150 Liter Leuchtgas verbraucht, wird im Nirnbergbrenner dieselbe Helligkeit von 100 HK mit nur 35 Liter Leuchtgas und 35 Liter Sauerstoff erreicht. Mit anderen Worten, der Bedarf an Leuchtgas allein ist auf rund 1/3, des früheren Verbrauches heruntergegangen.

Da Leuchtgas in fast allen Städten vorhanden ist, bedarf es nur der Fabrikation von Sauerstoff und der Zuführung zu den Brennern, um das Licht zu erzeugen. Die Fabrikation des Sauerstoffs geschieht nach dem Geheimrat v. Linde'schen Luftverflüssigungs-Verfahren, bei dem die in der Luft befindlichen andern Gase, Kohlenäure und Stickstoff, durch Komprimierung und Abkühlung ausgeschieden und den Sauerstoff zurücklassen.

Die Aufstellung einer solchen Maschine kann entweder in der Weise geschehen, daß eine größere Maschine für das ganze Beleuchtungsgebiet einer Gasanstalt an einer geeigneten Stelle aufgestellt wird und von dort über ein Rohrnetz durch die Straßen zu den einzelnen Häusern und Laternen hingeführt und so den einzelnen Verbrauchern zugänglich gemacht wird, oder aber es werden kleinere Maschinen für größere Gasverbraucher allein aufgestellt, die dann zunächst den Sauerstoffverbrauch für diese in erster Linie decken, dann aber weiter den Sauerstoff benachbarten Abnehmern abgeben können. In diesem letzten Falle würde die Anlage eines separaten Straßenrohrnetzes fortfallen. Die Herstellungskosten des Sauerstoffes sind je nach der Größe der Anlage verschieden, in kleinen Maschinen von fünf Kubikmeter Stundenproduktion stellt sich ein Kubikmeter auf 40-60 Pf., in größeren Maschinen für den Bezirk der ganzen Stadt auf 6-20 Pf. In diesem letzten Falle wird es immer, mit wenig Ausnahmen, möglich sein, 1 Kubikmeter Sauerstoff zum selben Preise wie das Leuchtgas zu verkaufen.

Da das Nirnberglicht nur ein ganz geringes Quantum strahlende Wärme abgibt, so ist die Temperatur in derselben eine verhältnismäßig hohe, daß Stahlträger in derselben in wenig Augenblicken zum Schmelzen gebracht wird. Diese große Wärme wird fast vollständig in Licht umgewandelt. Es findet daher bei den Nirnberglampen keinerlei Verflüchtigung durch Wärme, wie bei andern Lampen, statt. Da die Flamme im Nirnbergbrenner eine eigentliche Heizflamme ist, so eignet sich dieser Brenner auch vorzüglich zu Heiz- und Lötzwecken. Auch als Kochgasflamme ist diese Flamme zu verwenden.

Der Erfinder der Sache ist wunderbarerweise weder Wissenschaftler noch Techniker, sondern ein Tischler, der sich zu seinem Vergnügen mit technischen Dingen beschäftigt; seine Erfindung aber ist gepriift und wird sich entschieden bald Bahn brechen, denn es hat sich bereits zu ihrer Einführung eine Gesellschaft gebildet, welche die Sache mit dem nötigen Nachdruck vertritt.

Die Aesthetik des Radfahrens.

So sehr vor einem übertriebenen Aesthetismus auf allen Gebieten zu warnen ist, weil er so oft wahre Werte in die Brüche gehen läßt, so sehr sollte man Bedacht darauf nehmen, alle Dinge des täglichen Lebens in vernünftiger Weise unter die Geheße der Schönheit zu stellen. Wir können, so schreibt die Rad-Welt, meist mit einem geringen Aufwande von Mühe eine Sache schön und trotz alledem zweckmäßig gestalten. Man kann sogar behaupten, daß höchste Zweckmäßigkeit und höchste Schönheit sich niemals widersprechen. Man braucht nur mit Aufmerksamkeit einen Trupp Radler und Radlerinnen zu betrachten, um sofort zu begreifen, was schön oder ungeschön an ihnen ist.

Schön — ästhetisch und dennoch allen Anforderungen eines rationellen Lebens entsprechend ist es, wenn jemand mit absolut lockeren Gelenken fährt. Man soll nicht plump zutreten, sondern leicht und federnd. Es ist fast dasselbe wie beim Klavierspielen. Die Gelenke müssen locker gespielt — also hier muß locker getreten sein. Wie im Spiel muß auch im Radfahren, um einen Vergleich zu gebrauchen, „Schwung und Seele“ sein. Natürlich gehört dazu, daß man sich „in Form“ hält. Die Geschmeidigkeit des ganzen Organismus ist Hauptbedingung. Mit wirklich unerbilliger Strenge gegen sich selbst hat der Fahrer dafür zu sorgen, daß alles bei ihm im Gange ist. Da tragen natürlich tägliche Bewegungsübungen bei, die nicht einmal immer in Ausübung des Radfahrens zu bestehen brauchen; alle anderen Sportspiele haben den gleichen Erfolg. Sie tragen dazu bei, alle Muskeln in Bewegung zu bringen, auch solche, die manchmal durch allzu eifriges Fahren etwas vernachlässigt wurden.

Daß die Kleidung in der Aesthetik des Radfahrens eine Hauptrolle spielt, braucht kaum erwähnt zu werden. Für den Mann eine kurze Hose, die dem Kniegelenk Spielraum gewährt, Sandalen, die dem Fuße Luft und seinen Gelenken Bewegungsfreiheit gestatten, ein Sweater, der das Gleiche für den Brustkorb und die Arme garantiert. Und dann wähle man eine helle Kleidung im Sommer, eine Farbe, die nicht zu viel Licht reflektiert.

Das Gleiche gilt auch von der Frauenkleidung. Lose und jeder Muskel Freiheit gewährend, das sei die Lösung. Ob Hose oder Rod für

Demgegenüber ist fogleich das Folgende zu bemerken: Eine nicht unerhebliche Zahl, vielleicht die größere aller Kranken, produziert nur während einer kurzen Periode ihrer Krankheit, manche sogar niemals tuberkulöses Gift nach außen. Andererseits sind in dem von den Kranken ausgestoßenen Auswurf häufig nur noch in geringem Grade oder gar nicht lebensfähige, für die Fortpflanzung der Krankheit geeignete Bazillen vorhanden. Dem wirklich ansteckungssträchtigen Material aber droht, sobald es ausgestoßen ist, durch Säure und Ausströmung ein doppelter Untergang. Der größte Feind der lebensfähigen Keime ist, wie dies Koch selbst gezeigt hat, die Sonne. Wir sehen, daß hier die Laboratoriumsforschung mit der ärztlichen Beobachtung übereinstimmt, die Luft und Licht für die besten Mittel gegen Tuberkulose hält.

Auch die durch verflüchtigte Tiere dem Menschen drohende Ansteckungsgefahr kann nur eine begrenzte sein, wenigstens ist eine Gefahr vonseiten des Fleisches gänzlich ausgeschlossen, weil die Verflüchtung nur im vorgefrühtesten Stadium sich im Fleischfleisch festsetzt, und weil derartige Stücke schon durch die Fleischbeschauer vom Verkehr ausgeschlossen werden.

Die Tuberkulose muß also verbreitet werden durch den Auswurf der Lungentränke oder durch die Milch verflüchtiger Tiere, oder durch beide.

Es wird sich nun weiter fragen, auf welchem Wege, durch welche Eingangspforten kommt das Gift in den Körper der Menschen?

Wir können mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Eingangspforten die Lungenschwindsucht betrachten sowohl als eine Einatmungskrankheit, wie als eine Ernährungskrankheit.

Nach dem heutigen Stand der Frage dürfte die Übertragung durch den Auswurf die Hauptbedeutung für sich in Anspruch nehmen. Die Wehrgahl der Forscher ist der Ansicht, daß der Auswurf, sei es im trockenen oder im feuchten Zustande, auf dem Wege der Einatmung vom Kranken auf den Gesunden übergeht.

Nun ist nicht zu leugnen, daß gerade diese Theorie, die von Cornet aufgestellt wurde, eine große Verdingung der Gemüter im Gefolge hatte. Auf Straßen, in Eisenbahnen, überall wo man Staub begegnete, hielt man ihn für feimbeladen, fürchtete man sich vor einem unglücklichen Atemzug, durch den man tuberkulös werden könnte.

Direkt befreiend wirkte es daher, als diese Lehre durch neuere Forschungen erschüttert wurde, durch die Lehre von der sogenannten Tröpfchenansteckung.

Diese Tröpfcheninfektion kommt zustande durch die Einatmung feuchter tuberkulobazillenhaltiger Tröpfchen, wie sie beim Husten der Kranken verströmen können. Gemeint sind nicht nur die großen, grob sichtbaren, sondern auch alle feinsten Tröpfchen, die schon durch die schwächsten Luftströmungen vom Kranken zum Gesunden geführt werden können.

Die Vorsicht, die diese derzeit von den meisten Aerzten akzeptierte Lehre verlangt, führt zum Teil zu andern als den früher genannten hygienischen Empfehlungen für Kranke und den Verkehr von Gesunden mit Hustenden.

Die Spundnäpfe dürfen wieder ein trockenes Füllmaterial haben, das Tagentuch soll beim Husten vorgehalten und darf zur Not zur Aufnahme des Auswurfs dienen.

Ganz unbestritten ist auch diese, die Flügge'sche Lehre nicht. Keinesfalls will man gelten lassen, daß überall in der Umgebung der hustenden Kranken diese feim verteilten Krankheitskeime in gefährlichen Mengen herumschweben und selbst Flügge glaubt, daß es voraussetzliche eine sehr nahe und innigen Verkehrs von längerer Zeit bedürfe, um eine Ansteckung zu bewerkstelligen, und daß bei vereinzelter Verkehr sowie bei einer Annäherung auf höchstens 1 Meter die Gefahr gleich Null sei.

Auf dem Wege der Blut- und Lymphbahnen müssen auch diejenigen tuberkulösen Krankheitskeime in die Lungen dringen, die durch die Nahrung aufgenommen werden. Hier kommt in erster Linie und fast einzig und allein, wie schon gesagt, die Milch in Betracht.

Es ist nachgewiesen, daß jede Milch, die nicht aus absolut tuberkulosefreien Ställen stammt, fast alle Milch aus Sammelmolkereien, lebensfähige Tuberkelbazillen enthält. Auch in mehr als zehn Prozent der untersuchten Fülle finden sich richtige Tuberkelbazillen in der Marktbutter. Diese Untersuchungen wirkten, als sie in die breite Öffentlichkeit drangen, direkt alarmierend. Sie alle aber wissen gewiß schon, daß eine Verurteilung des Publikums gegenüber der Infektionsgefahr durch die Milch eingetreten ist, seitdem noch im Jahre 1901 auf dem internationalen Tuberkulosekongreß in London mit der Behauptung vor die Öffentlichkeit trat, daß die Verflüchtung der Tiere auf den Menschen überhaupt nicht übertragbar sei, und daß der Milch so gut wie jede Bedeutung für die Übertragung der Tuberkulose abzusprechen wäre.

Für das Kind allerdings und speziell für den Säugling, liegt die Sache anders, und neuerdings hat v. Wehring diese Gefahr als eine besonders große hingestellt. v. Wehring anerkennt die stochische Auffassung nicht, und hält an der Übertragbarkeit der Verflüchtung auf den Menschen fest, ja er behauptet sogar, daß die Ansteckung mit Tuberkulose gerade durch die Milch und in der frühesten Kindheit erfolgt und diese die Ursache ist. Die Milch ist die Hauptquelle für die Schwindsucht.

Wir sehen, wie sich in dieser wichtigen Quelle der Tuberkuloseansteckung die Ansichten zum Teil scharf gegenüberstellen.

Sie wissen, die Tuberkulose kann sich an den verschiedensten Organen des Körpers entwickeln. Es gibt eine tuberkulöse Virulanzentzündung, eine tuberkulöse Nirochenerkrankung usw., aber in mindestens vier Fünftel aller Fälle, in denen Tuberkelbazillen in den Körper einbringen und zu Krankheit führen, entwickelt sich Tuberkulose der Lungen und zwar ganz